

entfesseln, wenn das Entweder-Oder der Denkmäler die Volksmeinung immer mehr für sich. Die wachsende Arbeitslosigkeit, die zunehmende Teuerung und die Gefahr für Petersburg, dessen Ruin man der provisorischen Regierung durchaus zutraute, obwohl sie diese Absicht leugnete, veranlaßten die Petersburger Arbeiter und Soldatenrat, die Einsetzung einer

besonderen Militärkommission

für die Verteidigung der Hauptstadt der Revolution zu beschließen. Er forderte die Petersburger Garnison auf, künftig nur ihren Befehlen zu folgen.

Die Petersburger Garnison erkannte am 4. November diese revolutionäre Militärkommission als ihr leitendes Organ an. Die gleiche Erklärung gaben die Garnisonen von Nordrussland und Finnland sowie die Baltische Flotte ab. Am 5. November lehnte der Hauptkommandierende in Petersburg Volkowitsch die Anteilnahme des Komitess an der Kontrolle seiner Befehle ab. Es ergingen daher am 6. November folgende Anrufe:

Soldaten Petersburg!

Der Schutz der revolutionären Ordnung gegen konterrevolutionäre Ausschreitungen liegt vollkommen bei euch unter der Führung des Revolutionären Kriegskomitees.

Ein Militärbeehl, der nicht von dem R. A. gegengezeichnet ist, hat keine Gültigkeit.

Alle Berechnungen für den heutigen Tag, den Tag des Petersburger Arbeiter- und Soldaten-Delegiertenrats, bleiben in Kraft.

Jedem Soldaten wird Wachsamkeit, Standhaftigkeit und eiserne Disziplin zur Pflicht gemacht.

Die Revolution ist in Gefahr. Es lebe die revolutionäre Garnison!

In die Bevölkerung Petersburgs!

Zur Kenntnis der Arbeiter, Soldaten und aller Bürger Petersburgs gehen wir folgende Erklärung ab:

Im Interesse der Verteidigung der Revolution und ihrer Erregungskräfte gegen die Anschläge der Konterrevolution erkennen wir spezielle Kommissare in allen Teilen der Garnison und besonders wichtigen Punkten von Petersburg und Umgebung. Alle Befehle und Berechnungen, die diese Punkte betreffen, sind nur nach Genehmigung der bevollmächtigten Kommissare auszuführen. Die Kommissare als Vertreter des Sowjet sind unantastbar. Widerstand gegen die Kommissare ist Widerstand gegen den Arbeiter- und Soldaten-Delegiertenrat. Der Sowjet hat alle Mittel ergriffen, um konterrevolutionäre Anschläge und Kongressversuche zu vereiteln. Alle Bürger werden aufgefordert, unseren Kommissaren Beistand zu leisten. Im Falle von Unruhen sollen sich die Bürger an die Kommissare der nächstliegenden Militärabteilung wenden.

Beide Anrufe tragen die Unterschrift des revolutionären Kriegskomitees des Petersburger Arbeiter- und Soldatenrats.

Inzwischen hatte die provisorische Regierung beschlossen, alle Versuche der Einmischung in die Regierungsgewalt zu unterbinden. Haupttreiber dabei war der bürgerliche Minister Kononow. Der Oberbefehl über die Regierungstruppen wurde dem General Bogratini übertragen, der dem Sowjet aufforderte, seine Anrufe sofort zurückzunehmen. Am Abend des 6. November entschloß sich dieser, den

Kampf aufzunehmen.

Das revolutionäre Kriegskomitee hatte sich, wie der Arbeiterführer Antonow mittelste, der Verfügung über 10 000 Gewehre bemächtigt, die für die Kasernen in Nowotsherskaja bestimmt waren; außerdem lieferten die Arbeiter der Munitionsfabriken Waffen und Munition. Zu den Kasernen beschloß man Kommissare zu entsenden, um womöglich auch für die Sache der Sowjets zu gewinnen. Weiter wurde beauftragt, daß 18 Divisionen Regie-

rungruppen bereits abgelehnt hätten, gegen Petersburg zu marschieren; nur Abteilungen von Häubriden und Todes-Bataillonen seien zum blutigen Waffengang bereit. Zu diesem Augenblick erfolgten auch die internationalen Klaffen durch eine Erklärung Zamaros ihren Anschluß an die Bewegung, während die Menschewiki in ihrer Position verharren.

Einen besonderen Antrieb für den Aufstand bildete die Meldung aus Kaluga, daß eine Abteilung Kosaken mit Konarantos den dortigen Sowjet, der eine Volkshewiki-Mehrheit hatte, umzingelt und eine

Anzahl seiner Mitglieder getötet

hatte. Am 7. November konnten Lenin, Zinowiew und Lunatschewski im Sowjet bereits berichten, daß der Sieg als gefichert angesehen werden könne. Nach einem Hinweis vom 9. November hatten sich in der Stadt alle Regierungstruppen ergeben. Gefallen waren in den Kämpfen fünf Matrosen und ein Soldat; von den Regierungstruppen niemand; die Verwundeten waren zahlreich.

Ueber den dann beginnenden Kampf gegen die Truppen Kerenskis fehlen noch nähere Nachrichten.

Zu den Friedensverhandlungen teilt die Auslandsvertretung der Volkshewiki mit, daß als erster Genosse Parvus der Auslandsvertreter der Volkshewiki die Griffe des Parteivorstandes der deutschen Sozialdemokratie überbrachte und sich mit den Kämpfern des russischen Proletariats sowie seiner Fortschrittlichen Sozialdemokratie und sozialistischer Friedensverhandlung auf der Basis eines demokratischen Friedens ohne Annexionen und Kontributionen solidarisch erklärte habe. Diese und andre Sympathieäußerungen, von der deutsch-fortschrittlichen Sozialdemokratie, von den Unabhängigen und den französischen Zimmermalern wurden schleunigst durch Kurrier nach Petersburg geschickt.

Was der Krieg bringt.

„Zakitt“.

Die nationalliberalen Parlamentarier, die sich an der Aufstellung des Programms für die neue Regierung und an ihrer Bildung beteiligt haben, sind lebhaften Angriffen aus dem eigenen Lager ausgesetzt. Haben sie doch durch die Abänderungen die erhoffte Gelegenheit gebracht, zwischen die Mehrheitsparteien einen Keil zu treiben, die Sozialdemokratie zu vereinzeln und die neue Mehrheitsbildung aus Konservativen, Nationalliberalen und Zentrum anzubahnen. Die Angriffe gegen die nationalliberale Führerschaft sind um so leichter zu begründen, als diese bis unmittelbar zu den letzten Kriestagen sich gegen das gleiche Wahlrecht für Preußen und gegen eine „zu weitgehende“ Parlamentarisierung ausgesprochen hatte. Auch hatte sie mehrfach betont, daß sie mit der Friedensresolution vom 19. Juli und ihrer Erwähnung in der Antomart an dem Wahlrecht einverstanden sei und nur eine solche Politik für gesund halten könne, die keine zur Mitarbeit bereite Partei ausschloße, auch die konservative nicht.

Der neue Fraktionsvorsitzende Dr. Stresemann, Kaiserinnans Nachfolger in der Führung,

leugnet diesen Widerspruch

zwischen dem eigentlich nationalliberalen Gedankengang und seinem praktischen Verhalten nicht. Gleichwohl beharrt er dabei, daß dieses Vorgehen der Nationalliberalen notwendig gewesen sei.

Die Beweisführung, die er dafür in langen Aufsätzen der „Nationalen Zeitung“ und „Nationalliberalen Korrespondenz“ antritt, geht von dem Gedanken aus, daß Deutschlands militärische Lage unerträglich günstig sei und der Sieg gesichert erscheinen müsse, wenn nicht innere Wirren uns darum betrügen. Die innerpolitischen Meinungen seien die Ursache für die Hoffnungslosigkeit der Sache; gelänge es jetzt, eine Art Burgfrieden wiederherzustellen, nicht die gescheitene Einheit vom August 1914, aber doch wenigstens eine gewisse Verträglichkeit, so würden dadurch unzweifelhaft die Friedensausichten verbessert und damit der ganzen Welt ein großer Dienst erwiesen. Aber auch, wenn der Krieg weiterginge, sei die Haltung der Nationalliberalen richtig gewesen. Die größten Gefahren im Innern seien

Krisen in der Munitionsindustrie,

Konflikte, Arbeitseinstellungen; die Gefahr solcher Zusammenstöße wachse, wenn die Sozialdemokratie erst einmal in grundsätzliche Gegegnerschaft zu einer Regierung gedrängt sei. Die Kreditabklärung durch die sozialdemokratische Reichstagsfraktion könnte für die Munitionsarbeiter und -bediensteten sogar für einzelne Männer im Heere leicht als Signal aufgefaßt werden, daß sie nun keine Rücksicht mehr auf Deutschlands Notlage zu nehmen brauchen. Die Nationalliberalen hätten sich deshalb große Mühe gegeben, auch über das hinaus, was sie selbst für richtig hielten, der Sozialdemokratie entgegenzukommen, um sie bei der Mehrheit zu halten.

Inzwischen sind damit die Gründe des äußerlich ziemlich widerprüchlichen Verhaltens der Nationalliberalen vollkommen aufdringlich dargelegt. Die Sozialdemokratie hat niemals gelehrt, wegen irgendwelcher inneren Streitfragen Kriegsschritte zu verweigern; sie steht auch mit der Arbeit in der Munitionsindustrie in feinerster unmittelbarer Zukunftsbeziehung, da die Arbeitsverhältnisse zunächst Sache der Gewerkschaften sind. Aber trotzdem haben die Nationalliberalen

eine richtige Empfindung

dafür, daß die deutsche Kraft an der Front und die Arbeit im Innern besser gesichert sind, solange die Sozialdemokratie den Kriegskrediten zustimmen kann, als wenn dies nicht der Fall ist. Die Furcht davor, diese großen deutschen Werte zu verlieren, veranlaßt die Nationalliberalen zu innerpolitischen Eingriffen, die eigentlich ihrer Lieberzeugung gwidderlaufen. Hier kann man mit Händen greifen, daß die Fortschritte, die wir zu machen im Begriff sind, ganz unmittelbar durch die Zakitt der Sozialdemokraten herbeigeführt worden sind.

Haben aber die Nationalliberalen wirklich die von Stresemann vertretene Gedankeneinstellung, dann müssen sie auch dafür sorgen, daß um mit der nötigen Beschleunigung aus den Verpredungen Wirksamkeit zu werden. Der neue nationalliberale Vizekanzler in Preußen Dr. Friedberg hat sich wiederholt — zuletzt noch in einer Rede vom 7. Oktober d. J. auf dem nationalliberalen Vertretertag in Hannover — dafür gegen das gleiche Wahlrecht ausgesprochen. Nach der aufgesetzten Uebersetzung kann man es begreifen, wenn er jetzt trotzdem das Ministeramt für die

Durchführung der Wahlreform

übernommen hat. Aber gerade wenn das Streben der Nationalliberalen dahin geht, bei den Arbeitern die Ueberzeugung zu erhalten, daß es sich lohnt, für Deutschland zu kämpfen und zu darben, müssen sie hinter diese Wahlreform den nötigen Eifer stellen. 4 Monate sind bereits seit dem Verpreden des gleichen Wahlrechts und dem Sturz Bethmann-Hollwegs ins Land gegangen, und noch immer ist die Wahlrechtsvorlage nicht eingebracht. Am 6. November sollte die erste Sitzung stattfinden; jetzt heißt es, sie werde am 3. Dezember sein, aber noch immer fehlt der Termin nicht fest. Diese lange Verzögerung muß neues Mißtrauen wecken und dadurch den Vorteil gefährden, den die Liberalen aus ihrem Entgegenkommen für die Stimmung der Arbeiter verpreden. Darum mögen sie nicht länger säumen, sondern endlich zur Tat schreiten.

Gegenpole.

Hervé schrieb am 12. d. M. in seiner „Victoire“ (Sieg): „Die Lage in Italien wird immer ernstere. Unglückslicherweise gibt es wenig Hoffnung mehr. Venedig zu retten. Der deutsche Generalfeldmarschall hat ja in drei Jahren auch Fehler begangen haben, aber die Gerechtigkeit gebietet es zu sagen, daß er niemals einen Mangel an Muth, Entschlossenheit und Orientierung zeigte. Sondern unsere Regierenden, Parlamentarier und Generale begreifen, daß die Lombardie nicht Belgien das rechte und das heiligste Land Europas ist? Wissen sie auch, daß die Bosonen mit ihren Reis, Getreide, Wein- und Obstfeldern ein neues Rumänien darstellt? Weiß man, daß Mailand eine Industrieland von der Bedeutung Lyons ist, und daß die gesamte Textil- und Strickindustrie Italiens in Mailand, Bergamo, Turin und Brescia konzentriert ist und daß diese Städte ihre elektrische Betriebskraft für die Weidgerei aus der nahen See erhalten?“

Was wäre das für eine reiche Beute für das wechsellagernde Deutschland! Was könnte da der Feind nicht alles vorfinden! Clemenceau aber ist eben am selben Tag, unmittelbar vor Eintritt seiner Regierung:

„Alle Eroberungen der Welt sind ja nur das Ergebnis der letzten Anstrengungen einer militärischen Macht, die sich

immer mehr schwächt, je weiter sie vorgeht, einer Macht, der bald die Mittel ausgehen müssen.“

Der Hirtenbrief.

In kluger Erkenntnis der Volksstimmungen hatte sich der katholische Alerus bei den jüngsten innerpolitischen Streitigkeiten, der Haltung des Zentrums entsprechend, sehr zurückgehalten. Während eine ganze Anzahl evangelischer Pastoren scharf gegen die Reichstagsmehrheit mobil machte, sah man nur wenige katholische Geistliche ganz offen im allbeidenen Fahrwasser. Eben ist jedoch ein gemeinsames Hirtenschreiben sämtlicher deutschen Erzbischöfe und Bischöfe bekanntgegeben worden, das den innern Kampf zur Stille von Thron und Altar auf der ganzen Linie aufnimmt „gegen äußere und innere Feinde, gegen Mächte des Umsturzes, die auf den Trümmern der bestehenden Gesellschaftsordnung einen Zukunftsstaat aufzurichten wollen.“

Es wird dann gesagt, die Bischöfe stimmten denen nicht zu, „denen das Volk in seiner Gesamtheit als Urheber und Inhaber der staatlichen Gewalt, der Wille des Volkes als letzte Quelle des Rechtes und der Macht gilt“. Diese herbeiten und bestören vielmehr die Massen mit Schlagwörtern von Gleichberechtigung und Gleichheit aller und stützen mit Gewalt eine Volksherrschaft zu begründen, die nur zu neuen Formen von Unfreiheit und Unfreiheit und Vergewaltigung und Tyrannat führe.

Dieses Hirtenschreiben erhebt wie ein letzter verzweifelter Versuch, die autoritative Weltanschauung, auf der der Alerus seine ganze Macht aufbaut, vor den Einbrüchen der unwiderrlich voranschreitenden Mächte der Demokratie und des Sozialismus zu retten. Dabei stützt man vor den größten Mitteln nicht zurück und kommt mit der alten Kircheologie zum „innern Feinde“, die höchsten im Wortlaut der wichtigsten Abhandlungen und unerschütterlich Scharfmacher wieder auftaucht ist. Daß der Thron, dem man mit zu schützen denkt, nun selbst seine Rechte durch die Erfüllung des Wahlverpredens dreizehnen bereit ist, muß den Bischöfen als betrübliche Genossenschaft an die „Mächte des Umsturzes“ erscheinen. Die Geistlichkeit bekämpft das gleiche Wahlrecht ganz besonders wohl deshalb, weil sie von ihm eine Gefährdung der herrlichen Privilegien im Schul- und Kirchenwesen befürchtet.

Darum lassen die kirchlichen Würdenträger jetzt die Masse sollen, auf die Geistlichen die katholischen Arbeitermassen vor den Kopf zu stoßen. Zu diesen wird der Hirtenbrief in einer fremden Sprache reden; ihre Gewerkschaften haben ihnen wieder und wieder gesagt, daß die Stunde der Teilnahme des ganzen Volkes an den Aufgaben der Gesamtheit kommen müsse, und wenn jetzt die Kirchenfürsten das Gegenteil verkünden, so wird das die Kraft enorm erweitern, die die Ueberlieferungen der katholischen Kirche von den Geboten der neuen Zeit trennt. Je deutlicher sich der Alerus zu den politischen Grundfragen des Imperiums bekennt, desto klarer bricht sich eine Aufklärung Bahn, die wir gewiß begrüßen können. Und wieder die Kirchenabhängigen werden der Auffassung sein, daß die Bischöfe kaum eine unglücklichere Eingebung für ihren diesjährigen Hirtenbrief haben konnten.

Bekanntmachung.

Wie zu erwarten war, haben die Gerüchte und unverbürgten Nachrichten von einem

Waffenstillstands- und Friedensangebot

der augenblicklich sich als Regierung Rußlands bezeichnenden Ausschüsse einem kleinen Teil unserer Bevölkerung

das klare Verständnis für die Forderung des Tages getrübt.

Wieder sind es anscheinend dieselben Gruppen, aus denen im Sommer eine Reihe von Leuten wegen Landesverrats schwer bestraft werden mußten, die auch jetzt den Zeitpunkt wieder für gekommen halten, durch öffentliche Massenfundgebungen dem Volke glauben zu machen, hierdurch einen schnellen Frieden wirksam fördern zu können. Sie dienen hierdurch nicht dem beabsichtigten Zweck, sondern erreichen eher das Gegenteil, und zwar in einem Augenblick, wo die Gesamtlage einem glücklichen Abschluß günstig ist.

In einem Aufwut, der in einigen Stellen des Korpsbezirks verbreitet worden ist, wird zu Straßenumzügen aufgefordert und der Versuch gemacht, die Regierung zu verächtigen, als ob sie einem Friedensschluß überhaupt abgeneigt sei.

Jeder ehrliche deutsche Mann

weiß, daß die deutsche Regierung wiederholt die Hand zum Frieden ausgestreckt hat, und

wird diesen törichten Phrasen keinerlei Gewicht beimessen,

sondern überzeugt sein, daß jedes ernsthaftes Friedensangebot der Gegner, das unsern vaterländischen Interessen entspricht, gern aufgenommen wird.

Die Erfahrung lehrt aber, daß gerade

die leichtgläubige, unerfahrene und politisch unreife Jugend

nur zu leicht, meist

aus kindischer Lust am öffentlichen Tumult

auf die Hezarbeit solch angeblicher Friedensfreunde hereinfällt und dafür unter Umständen für ihre Unbedachtsamkeit schwer büßen muß.

Jeder aufgeklärte deutsche Arbeiter, jede verständige Arbeiterin weiß, daß

Straßendemonstrationen und Arbeitseinstellungen

ans dem Frieden fernher bringen, daß sie vielmehr nur vermögen, die Kampfkraft unserer braven Truppen zu lähmen und unsre Verteidigungskraft, die allein den Frieden nachhütet, zu schwächen.

Mehr denn je ist der Augenblick da,

wenn es heißt, die ganze Kraft des Vaterlandes an der Front wie im Inlande zusammenzufassen, um

unsren Verteidigungskrieg zum nahen glücklichen Ende zu führen.

Niemals als jetzt war die Lage günstiger für unser Vaterland einen Frieden zu erreichen, der die Zukunft des deutschen Volkes und das Wohl der arbeitenden Bevölkerung sicherstellt.

Ich weiß mich daher eins mit allen ernstern und gereiften deutschen Männern und Frauen,

wenn ich hiermit erkläre, daß ich jedem Versuch jener dunkeln Ehemänner, die in der Entscheidungsstunde dieses Völkerringens heimtlich unsern in den schärfsten Kämpfen liegenden tapfern Brüdern dranhin durch unangebrachte Meinungsäußerungen in den Arm fallen, mit der gebotenen Schärfe begegnen werde.

Deutsche Arbeiter

warnet unbefonnene Kameraden vor Unbedachtsamkeiten!

Deutsche Mütter

hütet eure Kinder vor Unheil, das ihnen durch Beteiligung an öffentl. Zusammenrottungen droht.

Wer sich hieran oder durch Verteilen und Vorzeigen von Aufrufen, Listen, Zetteln und dergleichen beteiligt, begeht

Landesverrat

und wird, wenn nicht mildernde Umstände gubeilligt werden, mit Zuchthaus, unter Umständen mit dem Tode bestraft.

Deutsche Männer und Frauen

weist mit Abscheu die Hezer zurück, die eure Väter, Brüder und auch die Frauen auf die Straße treiben wollen, angeblich um dem Frieden zu dienen, in der aber, um Deutschland den Feinden auszuliefern. Feindliches Vesteckungsgeld spielt hierbei eine Rolle.

Jeder der in den Besitz von Agitationsmaterial kommt, das zu Kundgebungen und Unruhen auffordert, ist bei Strafe verpflichtet, dieses sofort bei der zuständigen Polizeibehörde abzuliefern.

Wer sich für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung einsetzt, wird des vollen Schutzes der Militär- und Zivilbehörden sicher sein.

Es geht um die Zukunft unsers Volkes, das Ziel ist nahe und die große Zeit wird ein starkes Geschlecht finden: Des bin ich gewiß.

Magdeburg, den 24. November 1917.

Der stellvertretende Kommandierende General IV. Armeekorps:
Gontag, Generalleutnant

Halle und Saalkreis:

Halle, 26. November 1917.

Munitiondarbeiterinnen.

Der Hebel treibt, der Bohrer fröhlich,
das eingepannte Eisen dröhnt
und immer, immer laßt das
des Mannes ohne Kopf und Fuß.
Er singt ein Lied in jedem Zug,
ein Lied voll Blut, ein Lied voll Hohn,
das Lied von der Granate.

Die Frauen, die am Support stehn,
die zwischen Kopf und Kiemen gehn,
die zwischen Kopf und Kiemen gehn,
die zwischen Kopf und Kiemen gehn:
Ich grüße euch mit hellem Schrei,
ich grüße euch, ihr steht mir bei,
Mütter der Granate.

Die Zeit ist front, die Welt ist wir,
es geht der Mensch im Menschen her.
Ich, König Tod, bin Herr der Welt,
das Welt selbst ist mir unterstellt.
Sengt ihr es Leben nur gegengt,
ich ist es, in mein Joch gebeugt,
Mütter der Granate.

So klingt das wilde Lied zerstückt...
Da wird der Hebel ausgerückt.
Das Eisen schleift im letzten Gang...
Verlungen ist der arge Gang.

Karl Bröger.

Die gute finstere Zeit.

Eine lichtere Zeit ist es, in der wir uns jetzt befinden, denn der Kohlenpreis ist halber als man uns auf sehr mageren Geld- und Elektrizitätsrationen gekostet. In dieser durch den Krieg bedingten Zwangslage führen wir zu den Lebensverhältnissen unter Ungläubigen zurück, zur Viegezeit, unter allen, aber nicht nach finstere Zeit. Finstere freilich war noch das Mittelalter; weniger in zeitlicher Hinsicht, in der man in gewissen vorzüglichen Kreisen oft recht „hell“ war, sondern hauptsächlich in der Bedeutung von Haus, Hof und Straße. Auch heute kann man sich heute ein Bild machen, wie trocken — nicht nur von unsemr Standpunkte aus — es in den ersten Jahrhunderten des deutschen Städtebaus damit ausgefallen hat.

Nach viel später als das Mittelalter, das seit Anfang des 14. Jahrhunderts nachzuweisen ist, kam die Straßenbeleuchtung auf. In Paris, bekanntlich schon früh einer der wohlhabendsten deutschen Städte, glänzte im 14. Jahrhundert der Rognonatz seine Schulbüchse getan zu haben, wenn er die nächste Umgebung des Marktes mit einer Laterne erleuchtete. Später verlor man auch wohl die Straßen und die Vorgänge mit Laterne, die nur in drei Fällen vermehrt zu werden pflegten: bei Feuersgefahr, bei Abholung der öffentlichen Ordnung und bei Schänden von Fäulnis oder haben gewissen Mischverhältnissen. In letztem Falle wurde den Bürgern anbefohlen, zu „illuminierten“, das heißt ein Lichtlein am Hause oder im Fenster anzuzünden. Bei vorübergehenden Zwischenfällen, die in der Dunkelheit ja nichts Seltenes waren, galten besondere Bestimmungen. So mußte in Wien, wenn ein gefährdeter Bürger die „Rauhe“ (ein alarmierendes Geschrei) erhob, jeder Hausbesitzer eine Laterne vor seinem Tor aufhängen, um das Lichtgeheimnis fernzuhalten, er selbst aber sich zur Wiederherstellung der Sicherheit den zum sammeltrommelnden Stadtwachen anschließen. Wie selten eine ununterbrochene Beleuchtung im mittelalterlichen Gemeinwesen vorkam, geht schon daraus hervor, daß die Chronikschreiber es für wichtig erachteten, jedes Hausbesitzer eines Laternen vor seinem Tor aufhängen, um das Lichtgeheimnis fernzuhalten, er selbst aber sich zur Wiederherstellung der Sicherheit den zum sammeltrommelnden Stadtwachen anschließen. Wie selten eine ununterbrochene Beleuchtung im mittelalterlichen Gemeinwesen vorkam, geht schon daraus hervor, daß die Chronikschreiber es für wichtig erachteten, jedes Hausbesitzer eines Laternen vor seinem Tor aufhängen, um das Lichtgeheimnis fernzuhalten, er selbst aber sich zur Wiederherstellung der Sicherheit den zum sammeltrommelnden Stadtwachen anschließen.

Rosli Zurflüh.

Eine Geschichte aus dem Alpen von Johannes Scherr.
(21. Fortsetzung) Nachdruck verboten

Als Rosli sich ausgemerkt und ihre Gefühls wiedergekommen hatte, fiel ihr Blick auf einen Gegenstand, der sie mit neuer Stimmern erfüllte. In einer Ecke des Stübchens stand eine allerliebste Wiege, die, ach, noch immer leer war. In der ersten Zeit ihrer Ehe hatte Rosli all seinen Fleiß und Geduld auf die Herstellung dieses Hausrautes verwendet und richtig die schönste Wiege zugebracht, die man je im Gebirge gesehen. Aus Ständen blütenweißen Ahornholzes war sie zusammengesetzt und mit seinem Lack überzogen. Ein glänzend glänzender Stranz von Alpenrosen lag sich oben herum. An der Rückenlehne des Stoffsahns lagte Rosli, der ein gewandter Feinher war, ein Medallionbild seiner Rosli in Reliefmaltur angebracht, und darunter war sein und ihr Name und das Datum ihrer Hochzeit eingegraben. Wie hatte sich der Wohlthäter gefreut, als er die fertige Wiege gesehen! „Nu, Rosli“, hatte er gelacht, „jetzt ist's gung an dir, s' Kinderbettli herzustellen und s' luege, daß d' Hauptkissli dry kommt.“ Das Ständerbett war auch richtig bald genug in die Wiege gekommen, und recht niedlich garten die kleinen weißen Stoffe und die rosafarbene Decke daraus hervor; aber die Hauptkissade war ausgefallen.

Das alles beschäftigte die Gedanken der jungen Frau

der Nacht geläuft“ würde. Auch wurden dort Eisen angebracht, wo solche noch nicht vorhanden waren. Von den Umständen wird jedoch hervorgehoben, daß die Saalwerke implanterweise nicht ausgeführt worden seien, sondern im städtischen Magazin aufbewahrt waren. (Folgt.)

Die Regel war also fast völlige Dunkelheit in den Straßen, die nur der Vollmond gelegentlich lockeres erleuchtete. Nicht diese Beispiele aus, so entwickelte sich in den engen, feunmühtigen Gassen mit den vorragenden, beständigsten Giebelhäusern das schreckliche Treiben der Verbrechen, daher man dem in gar manchen Städten bei Anbruch der Finsternis die Umgebung von Warenlagern und Schuppen mit eisernen Ketten absperrte, eine frühe Polizeimassnahme festliche und jeden, der außerhalb seiner Wohnung ohne Laterne getroffen wurde, unweigerlich verhaftete. In ähnlichen Fällen in Zürich aber am Freitag Nacht nur die Däse auch die Viehsparre mußten schon alternd Befehle annehmen, zu ihrem Ziele zu gelangen. Den mit der mangelnden Beleuchtung sympathisierenden Personen kam freilich die irdischmühtig gewordene Schlafsucht der städtischen Wächter unangenehm.

Mit dem Reichwerden der Städte, vor allem mit dem Aufblühen der Hanse, es allmählich im Reichsland herüber, eine allgemeine Straßenbeleuchtung begann in Deutschland allerdings erst im 18. Jahrhundert. In den vorhergehenden war es hiermit noch spärlich bestellt. So wurden die Straßen Berlins erst seit 1682 durch Laternen, die auf Fächeln ständen, eingemessen erleuchtet. Bei diesen trüben brennenden Leuchtmitteln darf man aber nicht entsetzt an die Verhältnisse der neuern Zeit denken. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts gingen die Besucher des Galons der Dorothea Bell, der spätern Gattin Friedrich Schlegels, hinter einem Diener mit der Stadtkarte in der Hand, um sich in den dunkeln Straßen zurechtzufinden. Die Neigung Karl Augusts war mehr durch Geistesbegeisterung, als durch Straßenlampen, wenn auch um 1800 in Weimar bereits 500 Laternen mit ihren freundlichen Schein den Fläffern die Wege wiesen. Als Kuriosum, zugleich um anzudeuten, wie sehr nach jener Erleuchtung sogar im Privathaus aufstell, sei erwähnt, daß der bei seiner Lampe in die Arbeit vertieft Schiller einmal vom Nachtwächter geklopft wurde, aufzuwachen.

Daß die häusliche Beleuchtung trotz langjähriglicher wertvoller Zuhilfenahme und schonungsvoller Nachträge nicht viel besser war als die in den Straßen, ist nicht veruwendlich. Nur bei Schenkerzeitlich auf dem Markte oder bei sonstigen größeren Versammlungen, an denen durch Gaslaternen die Wege zu reich war, wurde eine wahre Lichtvermehrung getrieben.

Das über das ganze Mittelalter, bis zur Reformationzeit hinein, ausgebreitete Dunkel ist indessen, so betrendend die Behauptung zunächst auch klingen mag, für die geistige und künstlerische Kultur überaus fruchtbar gewesen. Ohne dies schattenschwere, von Geheimnissen getragene Dunkel ist eine für das mittelalterliche Geistesleben so kennzeichnende Erleuchtung wie die Renaissance nicht denkbar. Ebenso ist die aus dem Dunkel ins Licht tretende und in ihrer Innerlichkeit der Mensch eng veruwendlich. Nicht nur die Membran des letzten Endes die Schöpfung einer nachdemulden Zeit. Die Schandheit nach Licht und die Freude am Licht ist zur Zeit vorhanden, um dieses in selten ist, daß es als ein göttliches Gnadenzeichen begehrt wird, wenn es ertönt. „Nur wer nicht im Hahn, an demer das leuchtende Mittelalter unter dem düsternen, bewölkten norddeutschen Himmel, sich herabdrückt diesen Wächter, empfangt er sich selbst aus tiefer Seele. Wie übermächtig sein Geist und seine Phantasie auf seinen Sehen aus dem Dunkel nach dem Licht erfüllt waren, können seine Bilder, die wie die Welt aus dem Chaos, dem Selbstmüht entstammten.

Diese geheimnisvollen, befeelten Selbstmühtwirkungen, die als Motive auch in der neuern Malerei, u. a. bei Ludwig Richter und Spitzweg wiederkehren, kommen in unsern Tagen der zogenweise einbeschränkten Beleuchtung noch neuem zuzunehmen. Wer gegenwärtig amends durch eine alte deutsche Kleinstadt geht, und wie einmalmis untreu Ungehöriger sein Wächlein in der Hand mit sich trägt, nunmehr es keine Stadtkarte, sondern eine elektrische Taschenlampe ist, der wird sich dem Zauber der malerischen Eintrübe, die ihm die Wandlung durch das Dunkel aus allen Straßenenden zuträgt, nicht entziehen können. Ist er oben drein mit Phantasie begabt, dann verlegt er sich in die „gute alte Zeit“, in welcher der nächtliche Wächter seinen Rundgang durch das Städtchen machte und den schlafenden Bürgern unter der Weildede allmählich durch Hornschall verkündete, daß er Haus und Hof zu bewachen befehlen sei. Im Verständnis für die Kunst der guten alten Weiler wird man durch solch eine bescheiden, nachdenkliche Wandlung unangenehm gefördert.

Kurt Meyer-Nordemann im „Vorwärts“.

und bemühte sie schwer. In ihrer trüben Stimmung mochte sie sich einen Vorwurf daraus, daß sie den fast leidenschaftlich lebhaften Wunsch ihres Vaters, einen Entel aus den Knien zu schaffen, nicht erfüllt hatte.

Sie zog die Wiege aus der Ecke, und während sie in schmerzlicher Betrachtung davor stand, kam Rosli herein. Sie verurteilte den teuren Mann anzuschauen, um ihn durch den Anblick ihrer Trübsaligkeit nicht zu betrüben. Aber das Lächeln erlosch auf ihren Lippen, als sie den eigentlichen Blick erhaschte, der aus den Augen des Gatten auf die Wiege fiel, an die er so viele zärtliche Vaterhoffnungen hineingearbeitet hatte. Dieser unbedachte Blick hing der schönen armen Stinderlosen wie ein Stiel durch das Herz. „O Rosli“, stammelte sie in Schluchzen ausbrechend, „ich weiß wohl, ich...“

„Rosli begriff unklar, was seine Frau so heftig bewegte; aber da er des Fortganges seines Weges erzwangte, schied er ihm wohlgefallen, sich unwillig zu stellen.

„Was meinst, lieb's Rosli?“ fragte er, ihre Hand zärtlich drückend.

„Oh, Du weißt schon, Du weißt schon! — Dem Vater selig hat's ja auch auf dem Todestisch Nummer und Sarg gemacht, und als d' Mutter, ihn s' trösten, sagte, es sei ehlich um d' Weg bei mir, da dufft ich ja doch mit nein sagen, damit er im Frieden sterben könnt. Aber — oh, gell, Rosli, Du bist mir nit böse?“

„Dir böse sein, arm's Weibli? Was denst doch auch! Red, Dir doch, ich ditt, keine so trübsinnig Gedanken und

Die Hopfenigarrre.

Da es Tabak nur noch in winzigen Mengen gibt, laucht man — dem Zwange gehend, nicht dem eignen Triebe — allerlei andre Kräuter. Von Bundesrat sind fünfzehn Erbschaftstoffe zugelassen; das Gemisch, das jetzt manchmal als Ersatztabak verkauft wird, laßt zwar eine noch vielfältigere Zusammensetzung vermuten, aber die Verbindung will mir 15 Sträucher. Die Händler suchen den Kreis zu erweitern, sie wollen offenbar auch noch Juch als Ersatzkraut verkaufen, um damit anzudeuten, für was der Verbraucher gehalten wird. Mindestens gibt sie aber auf Hopfen verlesen. Das hat auch seinen guten Grund. In Nürnberg hat man ohne beherrschende Gärtnerei Hopfenigarrre verkauft — nur wird immer erst lange fragen, wenn es Geld zu verdienen gibt —, der Gehalt für Händler meist selbstverständlich enorm. Die „fränkische Lagespost“ schreibt darüber:

„Schon in Friedenszeiten hatte der Hopfenhändler schöne Zeiten. Aber in dem mit dem Bauerndrucke verbundene 19. Jahrhundert in die Gegenwart. Aber der böse Krieg machte ihm einen bösen Strich durch die Rechnung, der Export hörte auf und im Inland wurde eine gemüßlose Verände durch die Erfindung einer Dampfer benannten Mühlmaße die Vierertrier zur freiwilligen Entfallsmittel. Schweden mußte die Hopfenhändler mit anziehen, wie keine glücklicheren Stellen in der Leder- und Stoffbranche im Hundsbrechen der Lager loswurden, sie mochten Preise verlangen, wie sie wollten; kein Speicher blieb gefüllt; keine Seele fragte danach. Als aber die Lager immer leerer und leerer wurden und alle Welt nach Ersatz suchte, da wurde auch ihm eine Idee: Wie wäre es, wenn er seine Ware, wenn auch nicht als Hopfen, so doch als Ersatz losfänge? Esien kann man das Zeug zwar nicht, aber lagern wir vorräthig, so nützt es, aber warum nicht rauchen? Was kann ein normaler Mäucher nicht alles vertragen, wenn es nur braun gefärbt ist und riecht. Gedacht, getan, die Tabakfabrikanten waren glückig und griffen mit beiden Händen zu, einer überbot den andern. Man veruwendete sich Hopfenhändler Summe in ettel Freunde und Zuhil, die Preise seines Kognes stiegen, den Zentner, den er um 12, 15, 30 Mark eingekauft hatte, konnte er um 60, 90, 120 Mark und noch höher verkaufen, in fürchterer Frist wurden in Nürnberg allein über 100 000 Zentner umgelegt und dabei auf Kosten der Verbraucher die kleinen Sümmchen von sieben bis acht Millionen erbeutet, die sich auf einige wenige bezogen.“

Nach einer offiziellen Mitteilung wird zurzeit noch erzwungen, als Hopfen als Ersatzstoff beherrschend anerkannt werden soll. Die Tatsache, daß Erzeugnisse angelegt werden, genügt der Spekulation schon, den Hopfen anzukaulen und die Preise zu steigern. Sie wird sich schon nicht veruwendlich. Den deutschen Verbrauchern werden ja schon noch ganz andre Dinge zugemutet, also werden sie wohl auch die Hopfenigarrre bekommen. Sie werden vielleicht sogar noch das stolze Gefühl beim „Genuß“ haben, daß diese neue deutsche Digare mehr kostet, als früher eine „echte Spanna“.

* Stiftung für Aeschylus. Der Aeschylusverein Halle-Mittelberg sind neuerdings von einem Mitbürger unserer Stadt, der ungenannt bleiben will, 25 000 Mark zur Verfügung gestellt worden, deren Zinsen für experimentelle Untersuchungen über Aeschylus verwendet werden sollen. Das ins Auge gefaßte Forschungsgebiet ist aktuell wie wenige. Berührt es doch unter anderem den von deutscher Seite unergieglich geführten Streit, die christliche Ermittlung des Elanbettes feindlicher Artillerie und die erfolgreiche Veruwendung von Gasen. Daß die Spende die Aeschylusverein wesentlich fördern werde, ist um so bestimmter zu erwarten, als auf der Universität Halle bereits wertvolle Untersuchungsarbeiten auf diesem Gebiet gemacht worden sind.

* Der Beamten-Konsumverein weist am Schluß des 43. Geschäftsjahrs einen Mitgliederstand von 7193 und einen Barveruwendet in den innerhalb der Stadt gelegenen sieben Verkaufsstellen von 1 377 500 Mark an. Die Geschäftsauslösen betragen 532 Prozent des Umlages. An die Mitglieder werden für die eingeleisteten Massenarbeiten, die auch auf im Auftrag des Stadternährungsamts verteilte Waren ausgegeben worden sind, 12 1/2 Prozent Rabatt ausgeschüttet; mit der Zahlung soll bereits am 3. Dezember begonnen werden.

* Wegfall der Konzerte und Vorträge in München. Der kommunalverwaltete München hat infolge der immer sich zehrenden Kollaps in München die Veranstaltung von Konzerten, Vorträgen und Versammlungen für den vom 1. Dezember bis zum 15. Februar unterlag. Die betreffenden Räume dürfen weder mit Musik, noch mit Hoz oder Lort beheizt werden.

laß Dir die Soch nit so s' Herzen gehn. Weißt, was noch nit ist, kann werden, und kommt Zeit, kommt Rat.“

„Will's Gott, Rosli!“

Er merkte, daß der Ton dieses Bundes wenig hoffnungsvoll war, und fuhr fort: „Gib Dich s'rieden, Rosli, my lieb's Weibli, gib Dich s'rieden. Lueg, ich will mit Dir wetten, was d' wott'st es zwei Jährlit um sind, hegt e hüßlich Gnädli in der Wiege da.“

Jetzt konnte sie lächeln, wenn auch immer noch durch Tränen; denn, ob, wie gen nimmt ein hummerloses Bild Befriedigung und Trost von dem entzogen, den sie liebt.

Im und ihr schmerzte nicht, wie seine Prophezeie in Erfüllung gehen sollte. In dem Hinterköhl im Küßli war zu dieser Stunde eines jener rätselhaften Worte gesprochen worden, wie sie manchmal Menschengefühle bestimmenden Ereignis lange vorangehen, aber selten bedacht, geschweige in ihrer ganzen Bedeutung gefaßt werden.

Selbst, Rosli glaubte an die tröstliche Verheißung ihres Mannes, und doch kostete sie es von jenem Tage an eine Art Ueberwindung, die schändliche Wege anzusehen. Der Blick, den er da bei jenem Gedenkreise vor ihr auf die Wiege hatte gleiten lassen, sie konnte ihn nicht vergessen. Er blieb auf dem Grund ihres Herzens haften, immer wie ein Vliesgenüht, dessen Durch die Zeit nicht minderte, sondern nur mehrte.

(Fortsetzung folgt.)

